

Heinz Schuster

Treue als Wagnis der Freiheit

Die folgende Besinnung auf eine vergessene Tugend beginnt mit einem Blick auf die Geschichte und schildert dabei u. a., wie die Treue, die einmal Ausdruck eines Grundvertrauens „treuer“ Kirchenmitglieder und „treuer“ Bürger zu konkret erfahrbaren Autoritäten war, durch autoritäre Systeme und durch die Bürokratisierung enttäuscht wurde. Als besonderes Beispiel greift der Autor dann die eheliche Treue heraus, da an ihr die Gefährlichkeit einer Überbetonung des Institutionellen und einer Vernachlässigung des Menschlichen besonders kraß zum Ausdruck kommt. Schließlich zeigt er Wege auf für den Dienst der Kirche an der Treue der Menschen, der insbesondere im Abbau des Mißtrauens und in der Förderung von Gemeinschaften besteht, in denen glaubende Menschen einander Vertrauen und Treue schenken können.

red

Treue — kein
„großes“ Thema?

Verglichen mit den großen Themen der Gegenwart, der Liebe, der Hoffnung, der Freiheit, fristet die Treue ein Schattendasein. Man spricht zwar da und dort über die Treue, aber eher unter vorgehaltener Hand. Wer singt schon über sie Lieder, wie alle Welt sie über die Liebe singt? Wer schreibt, neben den Theologien über die Hoffnung und die Befreiung, eine Theologie der Treue?

Gewiß lassen sich diese großen Themen nur schwer miteinander vergleichen. Man braucht die Treue nicht unbedingt zum Leben — wie die Liebe und die Freiheit, so scheint es zumindest. Von der Treue geht zunächst keine Faszination aus, sie signalisiert eher Mühe, Anstrengung. Man rechnet sie eben zu den „Tugenden“, und die hat man nicht einfach, die muß man mühsam suchen und einüben. Und wie bei allem, was Mühe macht, stellt sich viel früher die Frage: *Muß* das eigentlich sein? Geht es nicht auch ohne? Welchen Sinn hat das ganze überhaupt?

Eine „vergessene
Tugend“

Ehe man sich zu eilig an diese Fragen heranmacht, ehe man überhaupt zu einem Plädoyer für diese „vergessene Tugend“ ansetzt, sollte man, so meine ich, noch eines bedenken: Es tut großen, alten Worten im allgemeinen gut, wenn man ihnen eine Zeit Ruhe gönnt. Inzwischen werden sie zumindest nicht mißbraucht. Dies hat die Treue der Liebe, der Hoffnung und vor allem der Freiheit im Augenblick voraus. Man würde dem Thema Treue einen schlechten Dienst erweisen, wenn man es voreilig zum Programm machen wollte, mit dem die vielfältigen Probleme im Bereich zwischenmenschlicher Partnerschaft, Kommunikation und Solidarität zu lösen wären. Man kann unser Thema nur behutsam angehen. Denn der Treue hat man in der Vergangenheit arg mitgespielt.

Die Leidensgeschichte
des Wortes Treue

1. Die „von oben“
eingeforderte
Treue-Pflicht

Treue Bürger
und Christen ...

... und ihre
Ent-täuschungen

Wenn Worte so etwas wie eine *Leidensgeschichte* durch-
machen können, dann hat die Treue eine sehr schlimme
durchlebt. Diese Geschichte sollte man wenigstens in ih-
ren wichtigsten Stationen einmal verfolgen, um zu ver-
stehen, mit welchen Vorbehalten und Mißverständnissen
der rechnen muß, der heute über die Treue spricht, und
um zugleich abschätzen zu können, welche Chance diese
Tugend in der Zukunft haben mag.

Vor allem ältere Menschen kämen in Verlegenheit, wenn
sie sagen sollten, ob sie die Treue eher als eine Tugend
ansehen, zu der man sich entscheidet, oder ob die Treue
eine Pflicht ist, der man sich unterwirft. Man hat sie
im Grunde nicht lange gefragt, ob und wem sie treu sein
möchten. Ehe sie erwachsen und mündig geworden wa-
ren, fanden sie sich eingebunden in ein System von Nor-
men und Verhaltensstandards, waren sie von der Fami-
lie, dem Staat, der Kirche in Pflicht genommen. Freie
Entscheidung und Entfaltung waren nur in diesem gleich-
sam „von oben“ über sie verhängten Rahmen denkbar.

Was diese Menschen bei unserer Frage verlegen machen
würde, wäre vor allem die Tatsache, daß sie jenen vor-
gegebenen Rahmen vielleicht gar nicht so sehr als Ein-
engung empfunden haben, sondern als Notwendigkeit, ja
sogar als einen Schutzraum, in dem sie sich orientieren
konnten. Man wollte ja Bürger eines bestimmten Staates,
Mitglied einer kirchlichen Gemeinde sein; wer dies sein
wollte, hatte bestimmte Aufgaben und Erwartungen zu
erfüllen. Man tat also seine Pflicht, man war ein treuer
Staatsbürger, ein treues Mitglied der Kirche. Aber damit
war man letztlich *sich selbst* treu. Denn ohne Frage bot
das geordnete System, das einen auch immer in Pflicht
nahm, eine gewisse Sicherheit, wenn nicht sogar Gebor-
genheit, auf die man keinesfalls verzichten wollte. Die
Inpflichtnahme von außen hatte also auch eine für den
Betroffenen nützliche Funktion. Hinter der geleisteten
Treue konnte auch ein gutes Stück Eigeninteresse, wenn
nicht sogar Egoismus stecken.

Wenn etwas den „Menschen der Neuzeit“ charakterisiert,
dann sicher die Ent-täuschung, die er im Hinblick auf
dieses Phänomen hat durchmachen müssen. Seine Staats-
treue wurde von autoritären Systemen in Dienst genom-
men. Am Ende war er nicht mehr Bürger, sondern Un-
tertän und manipulierter Knecht. Seine Vaterlandstreue
war gerade gut genug, um ihn in Kriege zu zwingen,
die er niemals gewollt hatte. Seine Treue gegenüber der
Kirche, dieses Thema interessiert uns hier am meisten,
hat ihn in einer eigentümlichen Weise ohnmächtig wer-

den lassen. Noch immer fehlt vielen älteren Menschen der Mut, sich einzugestehen, daß auch die Kirche ihre Treue mißbraucht hat. Das wäre auch gewiß ein hartes Wort. Aber bei einem Blick über die jüngere Vergangenheit wird immer mehr Christen klar, daß sie der Kirche einen sehr hohen, vielleicht eben zu hohen Vertrauensvorschuß geleistet haben. Es sind weniger die eigentlichen „Glaubensfragen“, bei denen ihr Verhältnis zur Kirche problematisch geworden ist. Es ist vielmehr der weite Bereich einer „katholischen Moral“, an dem sich die Enttäuschungen festmachen. Hat man nicht alle möglichen Vorurteile über die anderen Konfessionen, über die Juden, über Angehörige einer nichtchristlichen Partei, über uneheliche Kinder und deren Mütter, über Homosexuelle, über „die Heiden“ usw. usw. übernommen, hatte man nicht „treu“ solche katholischen Positionen vertreten, nicht selten in der Meinung, man würde damit für „seinen Glauben“ einstehen — und mußte man dann nicht beschämt lernen, daß diese Positionen nichts anderes als das Produkt einer Erziehung waren, die den einfachen Christen undifferenziert in den Dienst der Kirche und ihrer jeweiligen pastoralen und pädagogischen Zielsetzungen nahmen. Hatte man der „kirchlichen Obrigkeit“ nicht absolutes Vertrauen geschenkt auch in Fragen (wie z. B. der Familienplanung und der Empfängniskontrolle), in denen sie nicht zuständig ist?

Wenn man dieses Stück der Leidensgeschichte der Treue richtig würdigen will, muß man zwei Punkte genauer ins Auge fassen: Die Treue, die dem Menschen einer früheren Zeit abverlangt wurde, die er aber seinerseits aus Gründen seiner Identität aus einer gewissen Überzeugung zu leisten bereit war, war letztlich Ausdruck eines Grund-Vertrauens und im Fall seines Verhältnisses zur Kirche eine Konsequenz seines Glaubens. Vertrauen, Glaube und Treue waren verschiedene Aspekte letztlich ein und derselben Beziehung, die der einzelne Christ, zumindest in seinem Verständnis, zur Kirche einnahm. Diese Feststellung ist für unsere spätere Überlegung, was denn nun eigentlich christliche Treue sei, sehr wichtig. Zweitens: Hinter der Staats- und Kirchentreue steht eine Gesellschaftsordnung, die sich von der heutigen in vieler Hinsicht unterscheidet. Der Kontext, in dem die Treue als eine soziale — und nicht nur personal-private — Tugend Bestand haben konnte, in dem sie entscheidend zur Stabilisierung gesellschaftlicher Systeme im guten und im schlechten Sinne beitragen konnte, hat sich grundlegend verändert.

Treue als Ausdruck
eines Grundvertrauens

Eine soziale Tugend

2. Die wachsende Anonymität des Adressaten menschlicher Treue

Die unmittelbaren Ansprechpartner früherer Zeit

Vertrauen trotz gelegentlicher Anmaßung

Die wachsende „Unfähigkeit zur Treue“, die man bei der heutigen Generation vermutet, hat, wie ich meine, einen entscheidenden Grund in der wachsenden Bürokratisierung und der damit gegebenen Anonymität der relevanten Bezugssysteme, in denen der heutige Mensch lebt. Früher begegnete der einzelne der staatlichen oder kirchlichen Autorität ja noch in der Gestalt konkreter Personen, die er aus seinem Alltag kannte und zu denen normalerweise ein gewisses Vertrauensverhältnis bestand. Bürgermeister, Polizist, Amtsgerichtsrat — die Repräsentanten staatlicher Gewalt — waren ja zunächst und vor allem Mitbürger. Der Pfarrer „gehörte“ seit Jahren, wenn nicht seit Jahrzehnten, zum Ort. Diese Art von „Obrigkeit“ vertrat nicht nur Gesetz und Pflicht, sondern stellte auch den unmittelbaren Ansprechpartner dar, wenn es um Nöte und Konfliktfälle ging. Wo der einzelne Christ nicht mehr weiter wußte, konnte der Pfarrer helfen. Oder der Pfarrer wußte einen, der helfen konnte. Da kümmerte sich keiner groß darum, ob er vielleicht einen Präzedenzfall schuf. Man kannte einander gut genug, um zwischen wirklicher Not und bloßer Wichtigtuerei oder Rechthaberei unterscheiden zu können. Man hatte noch den Mut, dem eigenen Urteil zu trauen, weil man alle Beteiligten, alle Gründe und Hintergründe kannte. Und man fand eine Lösung auch dann, wenn das Gesetz eigentlich keine mehr vorsah. Man war noch interessiert am einzelnen Fall und nicht nur am Prinzip. Natürlich war man interessiert an einer „Ordnung“. Aber zu dieser „Ordnung“ gehörten unabdingbar das gegenseitige Grundvertrauen, die Bereitschaft zur Hilfe, die Sensibilität für den einzelnen Fall.

Es geht jetzt nicht darum, ob ich jene frühere Situation zu rosig male. Natürlich gab es damals auch den Fall der Anmaßung und Überheblichkeit des kleinen Staats- und Kirchendieners. Aber die vielen Geschichten, die die Älteren von solchen Fällen noch zu erzählen wissen, beweisen letztlich wiederum das, worauf es hier ankommt: Ein bestimmtes humanes Vertrauensverhältnis zwischen „denen da oben“ und „denen hier unten“ wurde als der normale, und alles andere als der skandalöse Fall empfunden. War durch die Usurpierung der Amtsgewalt jenes grundlegende Vertrauensverhältnis gestört, dann erstarrte man nicht in Furcht und Zittern wie vor dem jüngsten Gericht, sondern man kämpfte weiter, man zog Konsequenzen. Keiner wäre dann auf den Gedanken gekommen, an eine abstrakte Tugend Treue dem gegenüber zu denken, der nachweislich und handfest auf Grund

seiner Ungerechtigkeit das Vertrauen verspielt hatte. Gab es Vertrauen, gab es auch Treue. War das Vertrauen dahin, kündigte man die Treue auf.

Die wachsende
Bürokratisierung

Dieses lapidare (und hier gewiß etwas vereinfachte) Prinzip war mit der wachsenden Reglementierung und Bürokratisierung unserer sozialen Ordnungen einfach nicht mehr durchzuhalten. Der Bürger und der Christ begegnete immer weniger einer menschlichen Person, die ihm seine Pflicht nahebrachte, sie interpretierte und in Grenzfällen zu Hilfe kam, er begegnete dem Gesetz, der bischöflichen Verordnung, der Richtlinie — und sollte es zu einem Konfliktfall kommen, hatte er es gleich mit einer entsprechenden Behörde zu tun. Natürlich wird man die Rechtssicherheit begrüßen, die das Ziel dieser Entwicklung war, und die tatsächlich gewachsen ist. Aber der Preis, der dafür gezahlt wurde, ist hoch. Noch immer muß der einzelne für sein Recht kämpfen, wenn auch wegen der weithin gleichen Waffen, die Konfliktpartner heute in Händen haben, der Kampf fairer und aussichtsreicher geworden ist. Gezahlt werden mußte aber für diese Art objektivierter und bürokratisch verwalteter Gerechtigkeit mit dem Preis des Vertrauens auf *Menschen*, die — natürlich mehr oder weniger „objektiv“ — an meinem Recht interessiert sind.

Der Preis für größere
Rechtssicherheit

Gesetze und
Verwaltungen
erwarten kein
Vertrauen

Wenn die Treue als soziale Tugend in der Vergangenheit trotz des möglichen Mißbrauchs eine gewisse Berechtigung und Begründung hatte, weil eine frühere Gesellschaft ohne die Basis des gegenseitigen Vertrauens gar nicht denkbar war, dann hat sich dies entscheidend verändert. Unsere Gesellschafts- und Rechtsordnung ist letztlich nicht auf Vertrauen, sondern auf formalisierte Rechtssicherheit aufgebaut — soweit unter Menschen von „Sicherheit“ überhaupt die Rede sein kann. Gesetze erwarten kein Vertrauen und also auch keine Treue. Sie möchten kaltblütig, warum nicht auch eigennützig, unter Ausnutzung aller Vorteile, die ich gegenüber dem anderen habe, „angewandt“ werden. Verwaltungen, ob es sich um staatliche oder kirchliche handelt, können mit dem Prinzip des Vertrauens nichts anfangen. Für sie zählt, was legitim ist und was nicht.

Fragwürdigkeit von
„Vertrauens-Werbung“

Für unsere weitere Überlegung ergeben sich von hier aus dann allerdings einige Konsequenzen. Man muß überlegen, welchen Sinn es hat, wenn, wie dies in letzter Zeit häufiger zu beobachten ist, in Institutionen wie der Kirche um „mehr Vertrauen“ geworben wird; wenn man von neuem an die Tugend christlicher Treue appelliert (angesichts z. B. der wachsenden Kritik, der immer expli-

3. Die Not um die eheliche Treue

Im Namen der Freiheit kritisch
Normen und
gegen
Institutionen

ziteren Verweigerung, am kirchlichen Leben teilzunehmen und die tradierten Normen und Wertvorstellungen zu akzeptieren). Genügt es, für eine gute, alte Tugend nur feste Propaganda zu machen, um die oben skizzierten Veränderungen aufzufangen? Muß nicht vielleicht viel mehr geändert werden als die Einstellung des heutigen Menschen zur Treue?

Die Leidensgeschichte des Begriffs Treue ist zweifellos entscheidend geprägt durch das Thema der „ehelichen Treue“. Für viele Menschen, Christen zumal, ist sie hier erst richtig greifbar. Und dies in zweifacher Hinsicht: Nirgendwo sonst hat der Mensch die Grenzen seiner Fähigkeit zur Treue so elementar erfahren wie im Bereich der ehelichen Partnerschaft, nirgendwo sonst wird unsere Tugend so sehr vermißt wie hier.

Wenn man schon versucht, die Vergangenheit aufzuarbeiten, so sollte man zuerst einmal sehen, daß das Problem der ehelichen Treue eng verwoben ist mit dem geschichtlichen und gesellschaftlichen Umfeld, das wir eben skizziert haben. Es gibt Untersuchungen, die die Unfähigkeit des heutigen Menschen zur ehelichen Treue zu belegen scheinen: die Statistiken über Ehescheidungen. Dabei handelt es sich aber nur um den „privaten“, interpersonalen Bereich, in dem menschliche Treue aktuell wird. Aber ich bin fest überzeugt, daß — gäbe es solche Untersuchungen (und wären sie überhaupt möglich) — sich belegen ließe, daß die Fähigkeit und Bereitschaft zur Treue als sozialer Tugend im selben Maß geringer geworden ist.

Der heutige Mensch ist zumindest so weit Herr seiner eigenen Freiheit geworden, daß er keine Norm und keine Institution mehr anerkennt, denen er sich unkritisch zu unterwerfen hat. Der kritische Vorbehalt, den der Mensch im Namen seiner Freiheit und seiner gesuchten Emanzipation macht, ist absolut und undifferenziert, ganz gleich, ob er den Ansprüchen eines Staates, einer Kirche oder einer Institution wie der Ehe begegnet. Dies gilt grundsätzlich — hier wäre jede Illusion gefährlich! — auch für den Christen in der heutigen Zeit. Man kann gewiß die Enttäuschung der in der Kirche Verantwortlichen verstehen, aber es bleibt eine Tatsache, daß katholische Regionen, was die Häufigkeit der Ehescheidungen angeht, sich kaum oder sogar negativ (wie z. B. das Saarland) von anderen Regionen unterscheiden.

Wer es ernst meint mit der Aufarbeitung des Problems Treue, muß sich also fragen, was diese Tugend so verwundet hat, daß sie heute gleichsam im Sterben liegt.

Ist der „heutige Mensch“ schuld?

Vor allem in kirchlichen Kreisen neigen viele dazu, bei dieser Frage zuerst an den vielzitierten „heutigen Menschen“ zu denken. Er sei eben egozentrischer; er habe weniger Mut, dauerhafte Bindungen einzugehen; er nutze die rechtlichen Möglichkeiten, die der moderne Staat ihm gewährt, aus, einen Konflikt in der Ehe durch Rückzug (auf die eigene Freiheit) statt, wie früher, durch Durchhalten und Geduld zu lösen; er sei insgesamt weniger belastbar, nicht einmal durch den, den er vorgibt zu lieben usw. An diesen Vermutungen mag manches daran sein. Die Psychologen mögen im Lauf der nächsten Jahre auch manch neuen Hinweis geben, der hilft, den Menschen von heute besser zu verstehen. Aber ich halte es für einen entscheidenden Fehler, unser Problem vor allem oder gar ausschließlich dem veränderten Menschen anzulasten.

Notwendige
Gewissenserforschung
der Kirche

Die Kirche hat guten Grund, zunächst sich selbst zu fragen, ob sie durch die Art und Weise, wie sie die eheliche Treue ihrer Christen begründet und eingefordert hat, nicht auch zur Unfähigkeit zur Treue beigetragen hat. Nur dann hat sie die Möglichkeit, ihrerseits dieser Treue zu einer neuen Chance zu verhelfen.

Überbetonung des
Institutionellen

Die Gewissenserforschung der Kirche muß wohl *erstens* an der Tatsache ansetzen, daß sie in ihrer Theorie und in ihrer Praxis vor allem den Charakter der Ehe als Institution betont hat. Das urchristliche Motiv der Liebe, der Hingabe des Menschen an den anderen geliebten Partner mit dem Risiko, in dieser Hingabe alles zu verlieren, aber auch das Äußerste zu finden: nämlich sich selbst; die urchristliche Idee, das Leben zu finden, indem man sein Leben teilt (und genau dies sagt Jesus als Evangelium über die Liebe Gottes gegenüber uns) — dieses Motiv tritt dem Christen entgegen in Gestalt eines kalten Eherechts. Brautleute, die sich mit ihrer Liebe der christlichen Gemeinde stellen in dem Gefühl, die Gemeinde könne ein Stück dieser Liebe brauchen, erleben immer wieder diese Enttäuschung: man interessiert sich nicht für ihre Liebe, sondern vor allem für die eigenen Ehegesetze, mit denen man jene Liebe in den Griff zu bekommen versucht. Im schlimmsten, aber beinahe „normalen“ Fall erwarten Christen überhaupt schon kein anderes Interesse auf Seiten der Kirche. Sie gehen zum Pfarrer, wie sie zum Standesbeamten gehen. Es muß eben alles seine Ordnung haben. Dafür erhalten sie einen feierlichen Rahmen für ihre private Hochzeitsfeier.

Es kann keiner im Ernst bestreiten, daß die genaue rechtliche Ordnung der katholischen Ehe sinnvoll war und

ist — nicht zuletzt im Hinblick auf die Rechtssicherheit des einzelnen Christen. Die Frage ist nur, ob diese Rechtsordnung alles ist und ob sich das Interesse der Kirche an der christlichen Ehe vor allem darauf konzentrieren darf. Und es ist vor allem die Frage, ob der Christ die Entscheidung, die er trifft, in ihrer ganzen Tragweite als *seine* Entscheidung ansieht, oder ob er die Implikationen seiner Entscheidung (die Unauflöslichkeit, das Stehen zum anderen „in guten und bösen Tagen“, die Treue usw.) als eine Rechtsauflage ansieht, die die Kirche über seine Ehe gleichsam verhängt, und mit der er selbst eigentlich nichts zu tun hat.

Positive Aktivitäten
der Kirche

Natürlich hat die Kirche immer wieder und auf vielen Wegen (Brautunterricht, Ehevorbereitungsseminare, regelmäßige Hirtenbriefe) versucht, ihre im Eherecht definierte Vorstellung unter das christliche Volk zu bringen. Aber ich meine, man muß heute in aller Nüchternheit feststellen, daß dies bei weitem nicht in dem Maße gelang, wie man es erhoffte. Vor allem auf Seiten der Amtskirche wird vielfach vorausgesetzt, ein katholischer Christ verstehe seine Ehe genau so, wie sie im Kirchenrecht definiert ist. Das ist aber weithin nicht mehr (oder: noch niemals?) der Fall, wie ein nüchterner Blick in den Alltag der katholischen Ehe zeigt.

Ehrlicheres
Zur-Kennntnis-Nehmen
der Einstellungen
der Christen

Ähnlich wie wir gelernt haben, mit einer partiellen oder graduellen Identifikation des einzelnen Christen mit der Kirche im Bereich ihres Gemeindelebens, der Teilnahme am Gottesdienst oder der Übernahme ethischer Wertvorstellungen und Normen zu rechnen (eine solche „Kirchenferne“ ist selbst für Bischöfe kein Tabu mehr), müssen wir wohl einsehen lernen, daß die vom Eherecht definierte eheliche Treue nicht mehr absolut und total von allen Katholiken übernommen wird, auch wenn sie sich kirchlich trauen lassen. Die exklusive und unaufkündbare Treue, die die Kirche meint, wenn sie Ehe sagt, wird mehr und mehr bloß als dogmatisches Postulat verstanden. Sie ist nicht automatisch identisch mit der Treue, an die jene Eheleute denken, und sie trifft auf denselben kritischen Vorbehalt, von dem wir oben schon gesprochen haben: auf den Vorbehalt, den der Mensch im Namen seiner Freiheit und seiner eigenen Vorstellungen von Liebe, Recht und Treue gegen jene Institutionen erhebt, die ihm eine andere Definition „vorschreiben“.

Liebe und Treue
in der Erfahrung
von in Scheidung
Begriffenen ...

Damit haben wir unser Problem aber noch nicht ganz gefaßt. Es wird vielleicht in folgender Situation deutlich, die jedem Pfarrer und Eheberater bekannt ist: Zwei relativ junge Menschen glauben, ihre Ehe sei gescheitert.

Sie haben um ihre Ehe gerungen, sie können im Grunde auch jetzt noch nicht verstehen, daß von der Liebe, die sie fraglos zueinander hatten, nichts mehr übrig geblieben sein soll. Aber sie meinen, sie seien nun an einen Punkt gekommen, an dem sie redlicherweise nicht mehr „das Spiel einer intakten Ehe spielen“ könnten. Sie möchten sich trennen, damit jeder einen neuen Anfang machen und damit eine neue Chance haben kann. Dann hören sie, daß aus diesen oder jenen Gründen (typisch und nicht selten wäre: sie haben eindeutig den Vorbehalt gemacht, sie würden sich „gegenseitig die Freiheit wieder zurückgeben“, falls der Versuch ihrer Ehe scheitert; von diesem Vorbehalt wußten alle guten Freunde dieser beiden, nur „selbstverständlich“ nicht der Pfarrer, der traute; bei ihm hat man das „Spiel“, das das Kirchenrecht nun einmal vorschrieb, mitgespielt) ihre Ehe von einem Kirchengericht annulliert werden kann. Die beiden jungen Leute hören das und — sind erschüttert! Nicht darum, weil sie den kirchlichen Prozeß fürchten, der ihnen bevorsteht, sondern weil ihnen die Kirche amtlich und definitiv bestätigen will, daß all das, was sie in den letzten Jahren miteinander an Liebe, Zärtlichkeit, Sorge, Gespräch und eben auch an Treue in ihre Partnerschaft investiert haben, nun per Dekret der Kirche „null“ sein soll. Natürlich weiß der Theologe, daß der kirchliche Urteilsspruch etwas anderes meint. Aber auch er weiß keine Antwort, wenn ihm diese Menschen vorrechnen, daß sich ihre Ehe in keinem Punkt von einer anderen Ehe unterscheidet, die die Kirche nicht imstande ist zu annullieren — ausgenommen die Tatsache, daß die Rechtslage eine andere ist. Je nach Rechtslage kann, so sehen es diese Menschen, von der Treue, die man mühsam versucht hat, „dispensiert“ werden. Andere zwingt man zu einer Treue — je nach Rechtslage —, obwohl sie längst keine Realität mehr ist.

... und von
wiederverheiratet
Geschiedenen

Dieses Problem, nämlich die Differenz zwischen der juristisch definierten und der von Menschen erlebten und durchgelittenen Treue, wird natürlich noch deutlicher in dem Fall, da Christen nach einer ersten, vor ihrem Gewissen völlig „unreifen“ Ehe, einen zweiten Partner gefunden haben, an den sie nun eindeutig in Liebe und Treue gebunden sind. Treten sie mit dieser für sie beglückenden Erfahrung vor einen Vertreter der Kirche, so müssen sie hören, daß diese, kirchenrechtlich gesehen, irrelevant ist. Dieser „zweite“ Versuch ehelicher Partnerschaft und Treue zählt nicht, u. z. einzig und allein darum, weil es einen ersten gab. Die Kirche unterscheidet

zwischen der Treue, wie sie vom Gesetz definiert ist, und der Treue, an der sich die Menschen (in Liebe, Hoffnung, Zittern und mit vielen Enttäuschungen) versuchen oder zerbrechen. Die letztere ist nur interessant, wenn sie auf den juristischen Hauptnenner der ersten gebracht werden kann. So empfinden es viele Christen heute. Und daran leiden sie.

4. Der Dienst der Kirche an der Treue des Menschen

Unser Blick in die Leidensgeschichte der christlichen Treue hatte vor allem den Zweck zu prüfen, ob die Kirche und der heutige Mensch sich überhaupt noch verstehen, wenn sie von Treue reden. Und dann weiter, ob das Verständnis nicht besser werden kann. Nur unter dieser Voraussetzung besteht für die Kirche die Chance, daß sie als Partner und Hilfe bei diesem schwierigen Unterfangen der menschlichen Treue akzeptiert werden kann.

4.1 Die vergessene Einheit von Treue und Glauben

Einen ersten wichtigen Dienst kann die Kirche *sich selbst* und dem heutigen Menschen tun, indem sie sich zurückbesinnt auf jene Treue, die an ihrem eigenen Anfang stand und ohne die dieser Anfang nicht zu denken ist. Eine solche Rückbesinnung sieht auf den ersten Anschein sehr theologisch-theoretisch aus. In Wirklichkeit handelt es sich aber um einen Blick auf die *Praxis* der frühen christlichen Gemeinden, der für die heutige Praxis sehr interessant sein kann.

In der Sprache des NT gibt es für die Begriffe „glauben“, „vertrauen“ und „trauen“ nur ein Wort: *pisteuein*. Das Substantiv *pistis* bedeutet also zugleich Glaube und Treue. Es fällt weiter auf, daß in der Sprache des NT *pisteuein* häufig mit *eis* oder *pros* konstruiert wird, wo mit also eine Bewegung angedeutet ist. Ausgehend von der ursprünglichen Bedeutung von *pisteuein* als „sich verlassen“, ist also gemeint, daß der Mensch, der „glaubt“, der „einem anderen vertraut“ oder eben „treu ist“, *sich selbst ver-läßt*, auf *einen anderen zu-geht*.

Es ist aber nicht nur der Mensch, von dem im NT gesagt ist, daß er *pistis* hat, sondern auch von Gott wird gesagt, daß er dem Menschen „treu“ ist, oder anders übersetzt: Gott glaubt an den Menschen. Gott ver-läßt sich selbst in Richtung auf den Menschen.

Genau dies war die Erfahrung, die die Menschen in der Begegnung mit Jesus von Nazaret gemacht haben: Gott, den Jesus seinen Vater nennt, ist nicht der Unnahbare, er ist uns nahegekommen, weil er dem Menschen traut. Die Treue Gottes gegenüber dem Menschen ist definitiv, weil Gott in liebender Freiheit „an den Menschen glaubt“. Daß die Jünger ihrerseits an Jesus und den Va-

ter Jesu glauben, daß sie ihr Leben als freie und sinnvolle Bewegung auf Gott hin verstehen, ist nichts anderes als die Re-aktion, die Antwort, auf die Initiative, die Gott dadurch ergriffen hat, daß er dem Menschen traut, an ihn glaubt und ihm treu ist.

Es gibt also einen ursprünglichen, untrennbaren Zusammenhang zwischen Glauben, Vertrauen und Treue, zumindest was die Grunderfahrung der Christen angeht. Und dieser Zusammenhang artikuliert sich unmittelbar in der *Praxis* der frühen christlichen Gemeinden: Sie formulieren und verkünden ihren Glauben nicht zunächst in Worten und Bekenntnissen, sondern *durch* das vertrauensvolle, brüderliche Miteinanderleben. In diesem Miteinander und in der Treue zueinander gelingt es ihnen, die „Wahrheit“ über Jesus und seinen Vater und somit ihren eigenen „Glauben“ glaubwürdig zu machen.

In einer späteren Zeit werden die Verbalisationen und Bekenntnisse des Glaubens losgelöst aus diesem ursprünglichen Kontext. Man spricht von Glaubens-Sätzen und trennt sie vom Glaubens-Akt. Das eine wird in den Bereich der Theorie und das andere in den Bereich der Praxis verwiesen. Diese Aufspaltung wird gerade in der jüngsten Zeit immer schmerzlicher empfunden. Sowohl im Bereich der Theologie wie vor allem auch im Bereich der Gemeindepraxis versucht man, ein Stück jener alten Einheit von christlichem Glauben und christlichem Leben zurückzugewinnen.

Die Auswirkungen dieser Entwicklung auf unser Problem der Treue sind, wie wir das oben verfolgt haben, sehr weittragend. Wenn man will, könnte man sie auf folgende Formel bringen: Die Kirche, die sich in der Vergangenheit in hohem Maße um den richtigen „Glauben“ ihrer Christen gekümmert hat, die mit ihrem Lehramt und immer subtileren Kontrollmethoden über diese „Rechtgläubigkeit“ wacht, hat weithin versäumt, sich im selben Maße um das brüderliche *Vertrauen* zu mühen, ohne das der Glaube des Christen nicht leben kann oder gar zu einem ideologischen Überbau zu entarten droht.

4.2 Abbau des Miß-Trauens als Dienst an der Treue

Nach allem, was wir zu Anfang überlegt haben, bietet sich für die Kirche eine Aufgabe an, die ihrem Wesen entspräche und die die Gesellschaft als solche oder der Staat nicht leisten können. Sie könnte helfen, daß die Treue aus jener Privatisierung herausgeführt wird, in die sie im Lauf der Geschichte geraten ist. Noch immer reden fast alle nur von der Treue des einzelnen Menschen, die er hat oder nicht aufbringt. In der Kirche konzentriert man sich vor allem auf die Treue unter Ehe-

gatten. Man nimmt alle möglichen Wissenschaften zu Hilfe, um dahinterzukommen, warum der Mensch von heute offensichtlich weniger fähig und bereit ist zu einer lebenslänglichen Treue gegenüber einem Partner.

Müßte man aber nicht auch sprechen von der Atmosphäre, die die Treue des Menschen nun einmal braucht, um gedeihen zu können? Gilt in der Kirche noch das Gesetz „von Treu und Glauben“, das einmal an ihrem Anfang gestanden hat? Hat sich mit der wachsenden Reglementierung und Bürokratisierung nicht ein grundsätzliches *Mißtrauen* breitgemacht, das den einzelnen Menschen bereits bestimmt, noch ehe er sich mit seiner Fähigkeit zur Treue auseinandersetzt? Wo findet er denn auf Seiten der Kirche ein Modell für die großmütige, kühne, auf kleinliche Absicherung verzichtende „Treue in guten und bösen Tagen“?

Es gibt allerdings viele Pfarrer, die mit ihren Gemeinden längst verstanden haben, daß sie vor allem Vertrauensarbeit leisten müssen. Und sie investieren sehr viel in diese Arbeit. Das intensive Gespräch z. B. mit den geschiedenen Wiederverheirateten konnte nur so zustandekommen. Aber gerade bei diesem Problem zeigt sich, worum es im Letzten geht: Der Mensch, der mit seiner (ehelichen) Treue nicht zurechtkommt, braucht unbedingt einen Gesprächspartner, der um die schwierige Geschichte der menschlichen Treue weiß, und der ihn nicht sofort an der Elle kirchlicher Ehe- und Treuegesetze mißt. Und es ist nur verständlich, wenn heute viele Pfarrer und ihre Gemeinden das Gespräch mit solchen Menschen bis zur letzten Konsequenz führen, die christliche Kommunikation nun einmal hat. Wenn viele Pfarrer und ihre Gemeinden ein solches Gespräch heute nicht abbrechen, kurz bevor sie sich zur Eucharistiefeier begeben, sondern im Namen des Evangeliums gerade dort die Kommunikation suchen, dann leisten sie letztlich die gleiche Arbeit am Glauben und Vertrauen des Menschen, wie sie Jesus geleistet hat. Sie können damit aber nicht die Tatsache aus der Welt schaffen, daß sie in einen gewissen Konflikt geraten mit jener Kirche, der es in erster Linie um die Durchsetzung ihrer Gesetze geht.

Wir stehen damit vor einer sehr paradoxen Situation: Pfarrer und ihre Gemeinden können tatsächlich *Mißtrauen* abbauen, sie können an Ort und Stelle die Kirche vertrauenswürdig machen, aber nur, wenn sie zugleich zu einem Konflikt mit der Kirchenleitung und dem Kirchenrecht bereit sind. Man sollte erwähnen, daß offensichtlich einige Bischöfe dieses Dilemma sehen und —

entsprechend schweigen. Aber sind Bischöfe nicht zu bedauern, die einerseits eine entscheidende Möglichkeit sehen, das Mißtrauen *der* Kirche und gegenüber der Kirche abzubauen, und die andererseits sich still und untätig verhalten *müssen*? Es kann einen doch nachdenklich machen, daß offensichtlich viele Verantwortliche in der Kirche sich im klaren sind über den innerkirchlichen Vertrauensschwund, daß sie die Wichtigkeit einer Atmosphäre von Treu und Glauben sehr wohl einsehen, daß sie aber ihre Hände „gebunden“ empfinden. Woran eigentlich gebunden? Nicht selten doch wohl an jene Art von Gesetzes-Treue, die der Tod jeder wirklichen Treue — als Vertrauen auf und Glaube an den anderen — ist. Man wird gerade in letzter Zeit das Gefühl nicht los, daß es in der Kirche eine fatale Spirale von Mißtrauen gibt, angefangen von dem Mißtrauen römischer Behörden gegenüber den Ortsbischöfen und von diesen weiter bis in die vielen kleinen Behörden und Büros der Diözesen. Ich meine, hier muß sich an der Kirche etwas ändern und hier kann sich auch etwas ändern.

4.3 Grenzerfahrungen und Auswege

Es gibt keinen Bereich menschlicher Moral und Tugend, in dem der Mensch nicht die Erfahrung seiner Schwäche und Sündigkeit machen kann. Gerade diesem Menschen gilt das Evangelium von der grenzenlosen Barmherzigkeit Gottes. Daneben stellt sich, schon im Evangelium und natürlich auch für die Kirche, die Frage, wie man es erreichen kann, daß der Mensch sich mit seiner Sündigkeit nicht so arrangiert, daß er sie als zwangsläufige Gegebenheit annimmt, mit der der liebe Gott schauen soll, wie er zurechtkommt. Der eigene Wille zur Liebe und zum Guten, die Bereitschaft zur Umkehr und Besserung gehören ebenso zum Evangelium wie der Glaube an die Barmherzigkeit Gottes.

Aber eben diese Bemühung, den Menschen zum Guten hin zu *erziehen*, steht wiederum unter dem Gesetz der möglichen Sündigkeit des Menschen. Von diesem ist auch die Kirche als ganze nicht ausgenommen, das ist gerade bei unserer Überlegung deutlich geworden.

„Absolute Treue“ ...

Hier droht z. B. die Gefahr der Unterdrückung und Manipulation des Menschen durch die Forderung nach „absoluter Treue“, wie sie in der Vergangenheit oft erhoben oder zumindest von seiten des einzelnen verstanden wurde. Hier gilt es daran zu erinnern, daß Treue genau so wenig „absolut“ sein kann wie menschliche Freiheit. Beide stehen immer in einer Relation zum anderen, zur gesellschaftlichen Umwelt. Sie bestimmen mit, ob Treue in Freiheit sinnvoll oder unsinnig, ja sinnlos ist.

... ohne Dialog?

Wenn der Mensch sich selbst nicht mehr verstanden sieht; wenn der versuchte und vertrauensvolle Dialog zu einem nur noch fordernden Monolog eines einzigen Partners geworden ist; wenn nur noch Ansprüche und keine Eingeständnisse mehr formuliert werden — dann kann die Treue eines Menschen sinnlos werden, weil ihr der Boden entzogen worden ist. Denn sie steht auf dem Boden von gegenseitigem Trauen und Glauben. Ohne ihn wird sie zur Täuschung oder sogar zum Betrug an sich selbst und — vor allem — am anderen.

Ich meine, man muß diese Logik der Treue zunächst einmal akzeptieren, auch wenn sie einem hart und ernüchternd vorkommen mag. Man tut der Treue keinen Dienst, wenn man jene innere Logik der Tugend zu leugnen oder zu verdrängen versucht. Und man sollte auch in aller Gelassenheit die möglichen Konsequenzen anvisieren, die sich daraus ergeben: Ein Mensch darf nicht wider seine Freiheit und sein Gewissen zum Sklaven einer eingegangenen Bindung gemacht werden. Zu der Logik der Treue gehört aber eben auch, daß der Mensch sich bis an die Grenzen seines eigenen Vermögens *selbst* binden, ja verpflichten kann — und in einer solchen unableitbaren Selbstverpflichtung zu einer Erfahrung von Freiheit und sinnvollem Leben gelangt, die dem verwehrt ist, der seine Freiheit niemals wirklich riskiert, sondern für sich behält.

Ob es sich dabei um eine eheliche oder quasiheliche Partnerschaft oder um sein Verhältnis zu einem Freundeskreis, zu einer Partei, zu einer Interessengruppe oder auch zur Kirche handelt. Dabei ist klar, daß die Freiheit des einzelnen Menschen in dem Maß seiner Reife, seiner Souveränität, seiner Verzichtbereitschaft ganz unterschiedlich belastbar ist. Während der eine schon überlastet ist durch die zunächst verdrängte Erfahrung, daß der andere nicht deckungsgleich ist mit der Idee von Mann, Frau oder Freund, die er auf ihn übertragen hat, sondern wirklich „anders“ ist, ist für einen anderen genau dieser Prozeß ein Stück Freiheitsgeschichte, ohne daß er *sich* selbst nicht mehr denken kann.

Menschliche Treue —
ohne Prinzipienreiterei

Konkret geht es darum, daß menschliche Treue nicht mehr mit jener *Prinzipienreiterei* verwechselt wird, die viele Menschen unfähig machte, auch nur Alternativen für das Gewohnte denken, geschweige denn akzeptieren zu können. Auch die Treue ist in jenen Lernprozeß eingebunden, die der Mensch im Namen seiner offenen Freiheit durchmachen muß. Das heißt dann aber auch, daß nicht ein und dasselbe „Maß“ von Treue von allen Men-

Neue Treue in neuer Freiheit

schen, unabhängig von ihrem „Alter“ (als jeweiliges Datum ihrer individuellen Lern- und Freiheitsgeschichte) eingefordert werden kann. Hier hat und kann die Kirche manches aufarbeiten, was ihr in der Vergangenheit doch recht mißlungen ist. Sie hat doch von Eheleuten letztlich immer *dieselbe* Treue erwartet. Sie hat zumindest das Scheitern einer ehelichen Treue immer mit demselben Maß gemessen. Sie hat dieses Scheitern vor allem sanktioniert mit Konsequenzen, die viel härter waren, als wenn der Christ an seiner Liebe, seiner Vergebungsbereitschaft oder gar an seiner Hoffnung gescheitert ist. Sie hat aber — um ein anderes Beispiel zu erwähnen — die „Treue“ zu einem bestimmten Quantum kirchlichen Praktizierens (Sonntagspflicht, Beichtpflicht) von jungen und erwachsenen Christen in gleicher Weise gefordert. Sie wehrt sich amtlicherseits noch heute vielfach dagegen, daß junge Menschen eine andere Art von Christlichkeit haben, als sie von einer vorigen Generation definiert war. Es geht positiv aber auch darum, auf Grund der Einsicht in die innere Logik menschlicher Treue, eben dieser Treue eine „*neue Freiheit*“ zu geben. Die vielbeklagte Unfähigkeit des heutigen Menschen zur Treue hat, wie ich meine, nicht zuletzt ihren Grund in einer Unfreiheit zur Treue. Weithin fehlt es doch an jenem Stück Kühnheit, das man braucht, um *sich* an einen anderen oder eine gute Sache zu binden. Es fehlt vor allem an der Souveränität, in freier Entscheidung ein Stück seiner Selbst herzugeben, ohne gleich von der Angst paralytisiert zu sein, man würde, indem man Freiheit realisiert, eben diese Freiheit verlieren. Hinter einer solchen Angst steht aber bei vielen Menschen eine bittere Erfahrung. Man hatte ja einmal Mut, man hatte einmal alles auf eine Karte gesetzt, man hatte einmal alles Vertrauen und allen Glauben aufgeboten — aber in dem Moment, wo man am Ende war mit seiner Fähigkeit zu Trauen und zur Treue, wurde man fallen gelassen. Da taten alle anderen so, als sei ihnen noch niemals so etwas passiert. Und die Kirche dekretierte, das könne und dürfe einfach nicht passieren; sei es dennoch der Fall, müsse man eben die Konsequenzen ziehen. Man zog die Konsequenzen aber eben dahin, daß man auf die Vorsicht, auf das Mißtrauen, auf die Angst, auf die Abstinenz von Freiheit setzte. „Vertrauen ist gut, Vorsicht ist besser“ — ist dies nicht zur Devise vieler Christen geworden, die die Enttäuschung an ihrem eigenen Versuch zur Treue durchgemacht haben und in dieser ihrer Enttäuschung nicht auf Verständnis und Mitleid, sondern auf Verurteilung treffen?

Der Treue trauen

Wer der Treue dienen will, muß der Treue trauen. Er muß den kleinen Mut versuchen groß zu machen. Er muß, wenn dem ersten Mut die Puste ausgehen will, nicht zum Rückzug, sondern zu einem neuen zweiten Mut raten. Er darf nicht nur von der Gefahr der Freiheit reden, sondern von dem Geschenk, von der Chance, die sie ist. Denn die Treue braucht nun einmal den „großen Mut“, jene Großmütigkeit, ohne die menschliche Freiheit zur Qual und Last wird, ohne die das Evangelium von der Befreiung des Menschen weder verstanden noch verkündigt werden kann.

Mut zum Wagnis oder Einsamkeit

In Gottes Namen sollen die Christen also aufhören, kleinmütig, ängstlich und mißtrauisch zu sein und sich so machen zu lassen! Wenn sie ihre Freiheit wagen, auf keine Sicherheit hin als auf das Vertrauen des anderen, tun sie genau so, wie Gott ihnen gegenüber gehandelt hat. Und nur so entrinnen sie dem Schicksal, von dem sie erlöst sein sollten: der Einsamkeit. Die Einsamkeit ist das unerbittliche Ende aller Angst vor dem Wagnis.

Die Einsamkeit des heutigen Menschen hat viele Gesichter. Da ist die Einsamkeit dessen, der sich eingesperrt hat in den Käfig seines eigenen Mißtrauens — oder in den Käfig selbstgemachter Grenzen und Gesetze. Da ist die Einsamkeit einer immer größer werdenden Vorsicht. Und da ist vor allem die Einsamkeit dessen, der alles für sich behalten will — solange, bis er am Ende nichts mehr wirklich hat.

Die Christen sind angetreten unter dem Gesetz, den Menschen im Namen Gottes von dieser Einsamkeit zu befreien. Das gelingt ihnen nur, wenn sie ihren Glauben als Vertrauen gegenüber dem anderen Menschen verstehen und mit dem Mut dessen, der gar keine andere Chance hat, als auf jenes äußerste Wagnis der Freiheit zu setzen, das wir Treue nennen.